

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 121 (1995)
Heft: 47

Artikel: Armut in der Schweiz?
Autor: Raschle, Iwan Otto / Möhr, Ossi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-612219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Wirtschaftsredaktion des Nebelspalters lugte vom Berg ins Tal, im ganzen Land, allüberall

Armut in der Schweiz?

VON IWAN OTTO RASCHLE

**Familie Chefarzt Doktor
Freiburghaus, Küssnacht:
«Helfen, wo man
helfen will»**



Cave canem. Einladend der Ort, abweisend das Messingschild an der kunst- wie liebevoll hochgezogenen Gartenmauer, und tatsächlich abschreckend der reinrassige Dalmatinerrüde, grauslig fletschend die Zähne und geifernd, als läge eine fette, frischgeschlachtete Sau vor ihm. Aber die Besucher sind freundlich, von der führenden Wirtschaftszeitung des Landes angestellt, und sie wollen Herrchen wie Frauchen der Öffentlichkeit präsentieren. «Chum Buebeli, s'sind liebi Manne», dirigiert eine sanfte Stimme den rüden Wachtmeister ins Haus zurück, und schon steht Frau Chefarzt Doktor Freiburghaus am goldverzierten manns hohen Gartentor, die Besucher freundlich empfangend. «Mein Mann», sagt sie, «lässt sich

entschuldigen. Er musste noch kurz zu einer Herzoperation, und um fünf hat er eine dringende Sitzung im Rotary-Club. Sie haben sicher Verständnis. Die Besucher haben Verständnis, denn Herr Chefarzt Doktor Freiburghaus ist ein vielbeschäftigter Mann und ebenso seine Frau eine vielbeschäftigte Frau: «Als Präsidentin der Chefärztinnenkonferenz tue ich viel Gutes», lächelt sie charmant in die Kamera, gleichzeitig herrliche Kipferl servierend, die sie selber gebacken zu haben betont. «Wissen Sie», lacht die adrette Arztfrau, «ich bin auf einem Bauernhof gross geworden, und da lernt man Wärschaft backen und kochen.» Später habe sie dann studiert und in Mathematik promoviert, ihre Oberassistentinnenstelle an der ETH aber aufgegeben zugunsten der Ehe und der wichtigen Aufgabe als Frau eines wichtigen und angesehenen Arztes. «Wissen Sie», gesteht sie ganz frei, «wir haben ein grosses Herz, mein Mann und ich, wir tun etwas für das Gemeinwohl.» Als Chefarzt rette ihr Mann «Tag für Tag unzählige Leben», derweil sie als Arztfrau und

Präsidentin verschiedenster karitativer Organisationen «alles Erdenkliche» unternehme, um Menschen glücklich zu machen. «Schauen Sie unsere Kinder an», lächelt die hervorragende Köchin und Hausfrau, «alle adoptiert, obwohl wir selber welche haben könnten.» Und auch sonst unternimmt Familie Chefarzt Doktor Freiburghaus manches, um die Not in der Welt zu lindern: «Wir spenden jährlich einige hundert Franken für die Mission sowie für das Heim von krebskranken Schauspielern in Hollywood, wo wir doch so gerne Filme schauen.» Trotz dieser grossen Aufopferung für eine sozialere und bessere Welt stehen Herr und Frau Chefarzt Doktor Freiburghaus «ganz offen zur Meinung, dass die Schweiz kein Sozialstaat werden darf»: Im überparteilichen Bürgerkomitee «Schluss mit dem Luftballon Sozialstaat» gelten sie sogar als Hardliner, befürworten sie doch die radikale Kürzung sämtlicher Fürsorgeleistungen. «Sehen Sie», sagt Frau Chefarzt Doktor Freiburghaus, «was wir hier haben, das ist alles erarbei-

tet, und obwohl wir sogar noch etwas für die Armut tun, geht es uns gut.» Für die andern aber, die Faulen und Randständigen seien weder sie noch ihr Mann bereit, ihre kostbare Zeit sowie einen Teil ihres sauer verdienten Vermögens zu opfern. «Wir haben eben etwas gegen den Kommunismus, wir wollen helfen, wo die Unterstützung auch dankbar angenommen wird.» Ein ausgebauter Sozialstaat, ist Frau Chefarzt Doktor Freiburghaus überzeugt, verführe viele «faule und staatsfeindliche Menschen» dazu, nicht selber zu leisten, sondern auf das Engagement der andern zu zählen. «Das tun die Armen in der dritten Welt zwar auch», räumt die passionierte Sozialhelferin ein, «die aber treten uns nicht zu nahe, und sie machen uns den selber erarbeiteten Wohlstand nicht streitig.» Aus diesem Grund ist Frau Chefarzt Doktor Freiburghaus eine überzeugte Kämpferin für ein neues, arme Menschen nicht länger schonendes Steuersystem. «Die eine oder andere Familie werden wir dann sicher unterstützen», verspricht sie, «aber

dann wollen wir natürlich auch genau wissen, um wen es sich handelt und wie es um die politische Gesinnung steht.»

Frau B. W., Ex-Unternehmerin: «Auch ich habe das Recht, arm zu sein.»



Eine wunderschöne Villa ist es mit riesigem Umschwung, die Frau B.W. ihr eigen nennt. Viele neideten ihr diesen Besitz, klagt die nicht genannt sein wollende frühere Fabrikantin von Skischuhen. Aus purem Neid allein sei ihr florierendes Unternehmen von den Banken letztlich auch «in die Luft gejagt worden», weshalb die unschuldig gestrauchelte Spitzenmanagerin «nie mit einem gewissen Generaldirektor im Lift stecken bleiben will», wie sie kürzlich einer Schweizer Illustrierten zu Protokoll gab. Heute ist Frau B.W. arbeitslos und schon bald ausgesteuert. «Das macht mir zu schaffen», sagt die tapfere frühere Fabrikantin, «denn meine monatlichen Fixkosten sind viel zu hoch bei diesen niedrigen Tagespauschalen der Arbeitslosenversicherung. Von Anbeginn ihrer Erwerbslosigkeit sei sie deshalb gezwungen gewesen, «das hart erarbeitete Vermögen anzuknabbern», Geld von ihrem früheren Mann und von den Eltern auch. «Das schmerzt», klagt die einst so erfolgreiche Vorzeigefrau der Schweizer Wirtschaft, «das schmerzt sehr, und ausserdem ist es schwierig, plötzlich von der Sonnen- auf die Schattenseite des Lebens zu wechseln.» Die Seite gewechselt hat Frau B.W. tatsächlich, ganz im Gegensatz zu den meisten ihrer früheren Unter-

gebenen, wie sie betont: «Die haben alle noch einen Job, ein monatliches Einkommen, keiner von ihnen wurde in die Armut gedrängt.» Verbittert ist Frau B.W. dennoch nicht. «Das Leben ist noch immer schön, und wenn ich auch arm bin, so kann ich den einen oder andern Tag dennoch in vollen Zügen geniessen.» Angesprochen auf ebendiese neue Armut in ihrem Leben, beginnt Frau B.W. vorzurechnen. Sich zu rechtfertigen. Das grosse Vermögen, wird sie zu betonen nicht müde, sei erstens nicht wirklich gross und zweitens gebunden, sie selber sei also reich nur auf dem Papier, in Tat und Wahrheit handle es sich bei ihrem Zustand um «Armut, und zwar nicht nur um eine relative». Das Haus, rechnet Frau W., müsse unterhalten werden, ebenso der Wagenpark, und dann seien täglich Gäste zu bewirten, man könne «die Freunde ja nicht einfach hängenlassen», die Kinder mit Taschengeld zu versorgen, ebenso des Ehemann, und schliesslich müsse dann und wann auch der eigene Hunger nach Kaviar und teuren Ledertaschen befriedigt sein. «Wir haben», sagt Frau B.W., «zu wenig, um standesgemäss zu leben, und zuviel, um ebenso zu sterben.» Frau B.W. hofft nun, mit Hilfe der Fürsorge umhinzukommen, ihre festgefrorenen und betonierten Notgroschen flüssig zu machen. «Das würde mich sehr, sehr schmerzen, zumal ich zu absolutem Unrecht in diese Situation gedrängt worden bin.» Auf die Hilfe der Fürsorge zählt die frühere erfolgreiche Spitzenverdienerin gerade auch deshalb, weil sie selbst

«sehr, sehr viel Steuern bezahlt» und niemals Fürsorgegelder beansprucht habe. «Mit einem solchen Leumund in der Tasche», sagt Frau B.W. «kann jemand doch nicht einfach durch die Maschen des sozialen Netzes fallen, das darf doch nicht sein!».

**Familie Otto Schönenberger, Bazenheid SG:
«Ämel rächt usecho»**



«Jetzt heb emoll d'Schnorre zue», brüllt eine Stimme auf dem Hof. Ein dumpfer Schlag folgt, eine Mistgabel fliegt am Reporterteam vorbei, herzerreissendes Gewinsel erschallt hinterm Miststock, und fort ist der bedrohliche Appenzeller Bläss. «Me het en gschider gfräse», knurrt Otto Schönenberger, Bauer in der Hügellzone Ila, Vater von neun Kindern und einer von jenen Schweizer Bürgern, der Steuern bezahlt, «dass ems Ligge weh tuet». «Haus nur ine», herrscht er seine Frau an, «i chom scho z'Schlag mitene.» Auf unser Bitten, seine Frau solle doch ebenfalls Red und Antwort stehen zum Thema Armut, winkt der bärtige Toggenburger unwirsch ab: «Wiiber», sagt er lakonisch, «Wiiber». Sie klage ja doch nur immer, es sei zuwenig Geld da fürs Fleisch, dabei sei doch auch «ein Serval in einer Pfanne mit Hörnli nichts anderes als Fleisch», das habe schon seine Mutter gesagt, und in ihrer Küche sei er «ämel rächt usecho». Otto Schönenberger will partout nicht klagen, allein zur Landwirtschaftspolitik fallen im «öflätige» Worte ein, die er aber ebenfalls nicht ins Notizbuch dik-

tieren will, weil die in Bern ohnehin täten, was sie wollten, wie er sagt. Darum wählt Otto Schönenberger «aus Überzeugung» SVP oder FDP oder «ämel bürgerlich», denn mit den Linken kann er's nicht gut, und vom Sozialstaat hält er ganz und gar nichts: Mit seinen Steuern, glaubt er, würden ohnehin bloss die Drogen für die in Zürich beschafft, und den Politikern in Bern gehe es «au me als rächt», der Wasserkopf dort werde ja ebenfalls von den Steuern bezahlt, von seinen. Auf die Frage, ob er denn bereit sei, mehr Steuern zu bezahlen, weil die Bürgerlichen vor allem ihresgleichen zu entlasten suchten, antwortet Schönenberger mit einem kehligen: «Aber sicher.» Wichtig sei ihm allein, dass die Rechten «z'Bern obe» das Sagen hätten, denn sie hätten ihm vor der Abstimmung versprochen, sich für die Bauern einzusetzen und für mehr Subventionen, vor allem für die Hügellzone Ila, der er leider trotz der «bschössigen» Wiesenborde genauso angehöre wie der Grob am Hinterberg, der jetzt neu auf Getreide setze und nur in der Ebene herumkurve mit dem Traktor, weil der Hof zwar Hinterberg heisse, aber gar nicht in der Hügellzone liege. «Die Sache mit den Subventionen, ja mit dem Sozialen überhaupt, ist doch die», sagt Schönenberger, «das Geld wird einfach am falschen Ort verlohnt.» Die faulen Kerle seien es, die Simulanten, bei denen der Staat stets Unterstützung leisten müsse. «Ösereine», bringt es der nahezu armengenosige Bauer auf den Punkt, «hat einen Stolz und braucht die Fürsorge nicht.»

